

(Nachdruck verboten.)

11]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Ferner behielt Karoline für Saccards Haushalt nur ein Pferd und einen Wagen bei, ergriff überall die Oberhand, und prüfte die Rechnungen mit so peinlicher Sorgfalt, daß in der Mitte des Monats eine Ausgabenverminderung um die Hälfte erzielt war. Saccard war hochentzückt und sagte scherzend, jetzt sei er der Gauner, der sie bestehle, und sie hätte so und so viel Prozent von allen Ersparnissen, die durch sie zu Stande gekommen, verlangen sollen.

Nunmehr hatte ein inniges Zusammenleben begonnen. Saccard war auf den Einfall geraten, die Schrauben an der Verbindungstür zwischen beiden Wohnungen wegnehmen zu lassen; man ging jetzt frei von dem einen Speisesaal zum andren über die innere Treppe hinauf. So kam es denn, daß, während der Bruder oben arbeitete und von morgens bis abends sich einschloß, um seine Papiere aus dem Orient in Ordnung zu bringen, Frau Karoline ihren eignen Haushalt der einzigen Magd überließ und zu jeder Tageszeit hinunterstieg, um ihre Befehle wie zu Hause zu erteilen. Eine wahre Freude für Saccard war das fortwährende Erscheinen dieser großen, schönen Frau geworden, die festen, stolzen Schrittes durch die Zimmerflucht ging mit dem immer aufs neue überraschenden fröhlichen Widerspiel zwischen ihren weißen Haaren und dem jugendfrischen Gesicht, das sie umflatterten. Frau Karoline war wieder ganz munter geworden; sie hatte ihren Lebensmut wieder erlangt, seitdem sie sich nützlich fühlte, jede Stunde beschäftigt und fortwährend auf den Füßen war. Ohne gezielte Einfachheit trug sie immer nur ein schwarzes Kleid, aus dessen Tasche das helle Klirren des Schlüsselbundes erklang. Das war sicherlich ein Hauptpaß für die gelehrte, philosophierende Frau, nur noch eine gute Hausmutter zu sein, die Haushälterin eines Verschwenders, den sie allmählich wie ein ungeratenes Kind lieb gewann.

Eine Zeilang von ihrer Persönlichkeit sehr eingenommen, berechnete er schon, daß alles in allem nur ein Unterschied von vierzehn Jahren zwischen ihr und ihm lag, und er fragte sich, was wohl daraus würde, wenn er sie eines Tages in die Arme schloße. War anzunehmen, daß sie seit zehn Jahren, seit der notgedrungenen Flucht aus dem Hause ihres Mannes, von dem sie ebensoviel Mißhandlungen als Liebfügungen erhalten hatte, immerfort wie eine fahrende Kriegerin ohne Verkehr mit Männern gelebt hatte? Vielleicht hatten gerade jene Reisen sie geschützt. Indessen wußte er, daß ein Freund ihres Bruders, ein Kaufmann Namens Beaudoin, der in Beirut geblieben war und dessen Rückkehr bedorft, sie heiß geliebt hatte und um sie heiraten zu können, auf den Tod ihres Mannes wartete, den man kürzlich wegen Säuferswahnsums in eine Heilanstalt verbracht hatte. Augenscheinlich hätte diese Heirat nur ein leicht zu entschuldigendes, fast geheiltes Verhältnis besiegelt. Aber nun, wenn sie einen Liebhaber gehabt hatte, warum sollte er nicht der zweite werden? Doch blieb es bei dem Gedanken; Saccard fand in ihr einen so guten Kameraden, daß er häufig vergaß, daß sie ein Weib war. So oft er sie mit ihrem wunderbar schönen Wuchs vorübergehen sah und sich die Frage wieder vorlegte, was daraus entstünde, wenn er sie umarmte, so antwortete er sich, es würden ganz gewöhnliche, vielleicht auch ärgerliche Dinge daraus entstehen. Dann verschob er den Versuch bis auf weiteres und drückte ihr kräftig die Hand, hochbeglückt durch diese Herzlichkeit.

Mit einem Male vertiefte Frau Karoline aufs neue in tiefen Kummer. Eines Morgens war sie niedergeschlagen, sehr bleich und mit rot geweinten Augen heruntergekommen; Saccard konnte aus ihr nichts herausbringen und stand vom Fragen ab, da sie in ihrem Eigensinn behauptete, es fehle ihr nichts, sie sei wie alle Tage. Erst Tags darauf begriff er die Sache, als er oben eine gedruckte Mitteilung vorfand, worin die Verehelichung des Herrn Beaudoin mit der sehr jugendlichen und unermeßlich reichen Tochter eines englischen Konsuls angezeigt war. Um wie viel härter mußte der Schlag gewesen sein, da die Nachricht mit diesem banalen Brief eingetroffen war, ohne jede Vorbereitung, selbst ohne ein Lebewohl! Dies

bedeutete einen jähen Zusammensturz im Leben der unglücklichen Frau, den Untergang der in der Ferne winkenden Hoffnung, an der sie sich in den Stunden des Ungemachs festklammerte. Außerdem hatte auch das Schicksal eine empörende Grausamkeit gezeigt. Zwei Tage zuvor hatte sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes erhalten und achtundvierzig Stunden lang endlich an die nahe Berowirklichung ihrer Träume geglaubt. Nun ging ihr ganzes Leben aus den Fugen; sie blieb vernichtet und wortlos.

Eine zweite betäubende Ueberraschung stand ihr am gleichen Abend bevor. Ehe sie zur Ruhe ging, stieg sie ihrer Gewohnheit gemäß noch einmal zu Saccard hinunter, um die Anordnungen für den folgenden Tag mit ihm zu besprechen. Da redete er zu ihr in so sanften Worten von ihrem Unglück, daß sie laut aufschluchzen mußte; in dieser unüberwindlichen, ihren freien Willen lähmenden Rührung war sie in seine Arme gesunken.

Vierzehn Tage lang verharrte Frau Karoline in einem Zustande erschreckender Traurigkeit. Der Lebensmut, jener frohe Impuls, der aus dem Leben eine Notwendigkeit und eine Freude macht, hatte sie im Stich gelassen. Sie ging ihren vielfältigen Geschäften nach, aber wie geistesabwesend, ohne über Ursache und Zweck der Dinge sich Täuschungen hinzugeben. Die menschliche Maschine arbeitete in der Verzweiflung des allgemeinen Nichts.

Inmitten dieses Schiffbruchs ihrer Tapferkeit und Fröhlichkeit genoß Frau Karoline eine einzige Zerstreuung. In allen ihren freien Stunden bestete sie, die Stirne an die Scheiben des einen Fensters im großen Arbeitszimmer gepreßt, ihre Blicke auf den Garten des Nachbarhauses, jenes Hotel Beauvilliers, in welchem sie bereits in den ersten Tagen ihres Einzugs einen Notstand, ein verborgenes Elend erraten hatte, welches eben durch seine verzweifelten Anstrengungen, das Äußere zu wahren, erschütternd wirken mußte. Auch dort gab es also Schmerz erduldende Menschen! Ihr eigener Kummer war von jenen Thränen gewissenhaft durchstränkt, und tödliche Schwermut drückte sie derart nieder, daß sie sich gefühllos und wie in dem Schmerze jener andren aufgegangen vorkam.

Diese Beauvilliers hatten ehemals, abgesehen von ihren ungeheuren großen Besitzungen in der Touraine und in Anjou, auch noch in der Rue de Grenelle einen großartigen Palast besessen; jetzt blieb ihnen in Paris nur noch dieses ehemalige Landhaus, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts außerhalb der Stadtmauer aufgebaut und heute von den rauchgeschwärtzten Wauten der Rue Saint-Lazare dicht umschlossen war; die wenigen schönen Bäume des Gartens standen wie in der Tiefe eines Brunnenschachtes verloren da, und Moos zertraß die Stufen der zerbröckelnden, rissigen Freitreppe. Das Ganze war ein ins Gefängnis gestecktes Stückchen Natur, ein sanfter und toter Winkel voll stummer Verzweiflung, wohin die Sonne nur noch mit einem grünlichen Schimmer hinabstieg, welcher jeden mit rösigem Schauer anwehte. In diesem modrigen Kellerfrieden war die erste Persönlichkeit, welche oben auf der zerborstenen Freitreppe Frau Karolines Augen sich darbot, die Gräfin Beauvilliers, eine große, hagere, schneeweiße Sechzigerin von sehr vornehmen, etwas altmodischem Aussehen. Mit ihren dünnen Lippen, ihrer langen Nase, ihrem auffallend langen Halse hatte sie das Aussehen eines sehr bejahrten Säwanes von verzweifelnder Sanftmut. Hinter ihr war fast gleichzeitig ihre Tochter Alice von Beauvilliers erschienen; trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre war Alice so unentwickelt und blutleer, daß sie ohne ihre verblühten Wangen und die bereits verfallenen Gesichtszüge für ein Schulmädchen gelten konnte. Schwächlich wie die Mutter, entbehrte sie des natürlichen Adels derselben: ihr Hals war bis zur Unschönheit verlängert, ihre ganze Erscheinung verkörperte den jammervollen Verfall des großen Stammes. Beide Frauen lebten allein, seitdem der Sohn des Hauses, Ferdinand von Beauvilliers, infolge der von Lamoriciere verlorenen Schlacht bei Castelfidardo unter die päpstlichen Zuaven gegangen war. Alle Tage, wenn es nicht regnete, kamen beide Frauen hintereinander zum Vorschein; sie stiegen die Freitreppe herunter und unschritten wortlos den schmalen Rasenplatz in der Mitte des Gartens. Nur Epheuumschlingungen waren zu sehen; Blumen wären nicht gediehen, vielleicht auch zu kostspielig

gewesen. Und dieser langsame Spaziergang, wohl nur ein Spaziergang zu Gesundheitszwecken, den diese zwei blaffen Frauen unter diesen Jahrhunderte alten Bäumen machten, die so viele Feste gesehen und nun von den bürgerlichen Häusern der Nachbarschaft erstickt wurden, hatte einen Zug von schmerzlicher Schwermut, als hätten beide Frauen die Trauer um tote alte Dinge spazieren geführt.

Von da ab war Frau Karolines Theilnahme erwacht; sie belauschte ihre Nachbarinnen aus liebevollem Mitgefühl, ohne bössartige Neugier, und durchschaute allmählich, da ihr Blick den Garten beherrschte, das Leben derselben, welches sie draußen mit eiferfüchtiger Vorsicht verbargen. Immer mußte ein Pferd im Stall und ein Wagen in der Remise sein. Beides besorgte ein alter Bedienter, der Kammerdiener, Kutischer und Hausmeister zugleich war; ebenso war eine Köchin vorhanden, die gleichzeitig Kammerfrauendienste versah. Aber wenn der Wagen mit tabellosem Gespann zum Hauptthor hinausfuhr, die Damen zu ihren Ausgängen zu führen, wenn im Winter bei den regelmäßigen Essen, zu denen alle vierzehn Tage einige Freunde geladen wurden, die Tafel einen gewissen Luxus befehlt, — durch welches lange Fasten, durch welche schmutzigen, allständlichen Ersparnisse wurde dieser trügerische Schein von Reichtum erkauft! In einem kleinen Schuppen hielt man, vor neugierigen Augen geschützt, immerfort kleine Wäschen ab, um die Rechnung der Wäscherin zu verringern; armselige, verwaschene Sachen wurden Faden für Faden geflickt; ein andermal wurden einige spärliche Gemüse für die Abendmahlzeit gepußt, dann ließ man auf einem Brette das Brot hart werden, damit weniger gegessen würde. Andre Sparsamkeitskniffe waren ebenso kleinlich als rührend: der alte Kutischer flickte die zerrissenen Stiefeln des gnädigen Fräuleins, die Köchin bestrich mit Tinte die Finger der allzu schäßigen Hand- schuhe der gnädigen Frau; die Kleider der Mutter gingen nach erfindungsreichen Umgestaltungen auf die Tochter über, und die Hüte dauerten mehrere Jahre, dank dem abgeänderten Blumen- und Bänder schmuck. Wenn man niemanden erwartete, blieben die Empfangsäle im Erdgeschob sorgfältig verschlossen, ebenso die großen Räume im ersten Stock; denn von dem großen geräumigen Wohnhaus bewohnten beide Frauen nur noch ein kleines Zimmer, welches ihren Speiseaal und ihr Voudoir abgeben mußte. That das Fenster sich ein wenig auf, dann konnte man zusehen, wie die Gräfin ihre Wäsche ausbesserte, als wäre sie eine bedürftige Kleinbürgers- frau, während die Tochter zwischen ihrem Klavier und ihrem Malkasten für die Mutter Strümpfe und Handschuhe strickte. Am Tage eines schweren Gewitters sah man beide in den Garten hinuntergehen, um den vom heftigen Regen weg- geschwemmten Sand zusammenzuraffen.

Nunmehr kannte Frau Karoline ihre ganze Geschichte. Die Gräfin Beauwilliers hatte, ohne zu klagen, mit ihrem Manne viel ausgestanden, der ein Wüßling war. Eines Abends hatte man ihn in Vendome röchelnd mit einem Schuß durch den Leib nach Hause gebracht; man hatte von einem Jagdunfall erzählt, es war wohl eher die Kugel eines eifer- süchtigen Försters, an dessen Frau oder Tochter der Graf sich vergangen hatte. Leider verschwand mit ihm das riesengroße, auf unermessliche Ländereien, auf wahrhaft königliche Domänen sich gründende Vermögen des Hauses Beauwilliers. Bei Aus- bruch der Revolution bereits geschmälert, war es vom Grafen und seinem Vater vollends durchgebracht worden. Von diesem weitausgedehnten Grundbesitz blieb ein einziges Hofgut übrig, Les Aublets, ein paar Stunden von Vendome, mit einem Jahresertrag von etwa fünfzehntausend Franken. Dies war die einzige Silksquelle für die Witwe und ihre beiden Kinder. Schon längst war das Haus in der Rue Grenelle verkauft, und dasjenige in der Rue Saint-Lazare verzehrt die größten Teil der fünfzehntausend Franken: mit Hypothekenschulden überlastet, stand es unter der steten Drohung eines Zwangs- verkaufs, wenn die Zinsen nicht bezahlt würden. So blieben nur etwa sechs- bis siebentausend Franken für das Auskommen von vier Personen, für die Lebenshaltung einer adeligen Familie, die nicht heruntersteigen wollte. Vor acht Jahren bereits, als sie mit einem Sohn von zwanzig Jahren und einer Tochter von siebenzehn Witwe geblieben war, hatte sich die Gräfin inmitten des jähen Zusammenbruchs ihres Hauses mit ihrem ganzen Adelsstolz gewappnet und den Schwur gethan, lieber von Wasser und Brot zu leben, als sich etwas zu ver- geben. Von nun ab war ihr ganzes Denken darauf gerichtet gewesen, ihre Stellung aufrecht zu halten, ihre Tochter mit einem ebenbürtigen Edelmann zu vermählen und aus ihrem Sohne einen Soldaten zu machen. Zuerst hatte ihr Ferdinand durch einige jugendliche Thorheiten tödliche Sorgen gemacht

— durch Schulden, die bezahlt werden mußten; aber in einer feierlichen Unterredung über die Lage der Familie aufgeklärt, hatte er sich sofort gebessert. Er war im Grunde genommen eine weiche, liebende Natur, aber träge und geistig unbedeutend, daher zu keinem Amte tauglich und zu keiner Stellung in der zeitgenössischen Gesellschaft geeignet. Jetzt, als päpstlicher Soldat, war er für seine Mutter immer noch ein Gegenstand heimlicher Angst; denn unter seiner stolzen Haltung verbarg sich eine Kränklichkeit und eine Blutarmit, welche das römische Klima für ihn gefährlich machten. Mit Alicens Verheiratung ging es so wenig vorwärts, daß der betrübten Mutter Thränen in die Augen stiegen, so oft sie das bereits alternde und im langen Warten verblühte Mädchen ansah. Trotz ihres schwer- mütigen, unbedeutenden Aussehens war Alice nicht geistlos. Mit aller Blut ihres Herzens trachtete sie nach des Lebens Freude, nach einem geliebten Mann, nach ehelichem Glück; da sie jedoch den Jammer im Hause nicht noch vergrößern wollte, so stellte sie sich, als habe sie allem bereits entkagt, machte Späße über das Heiraten und sagte, sie fühle in sich den Verus zu einer alten Jungfer. Nachts aber schluchzte sie laut, den Kopf in das Kissen gedrückt, und glaubte vor Schmerz über ihre Einigkeit vergeben zu müssen. Durch Wunder der Sparsamkeit war es jedoch der Gräfin gelungen, zwanzig- tausend Franken auf die Seite zu bringen, die gesamte Mitgift Alicens; ebenso hatte sie aus dem Schiffbruch einige Juwelen gerettet, ein Armband, Ringe, Ohrgehänge, die man auf etwa zehntausend Franken schätzen konnte; immerhin eine sehr magere Aussteuer, die sie nicht zu erwähnen wagte, kaum für die ersten Ausgaben hinreichend, wenn der erwartete Bräu- tigam sich einfand. Trotz alledem ließ die Gräfin Hoffnung und Mut im Kampfe nicht sinken und gab kein einziges Vor- recht ihrer Geburt preis; sie blieb immer gleich hochgestellt und wohlhabend, nicht im Stande, zu Fuß auszugehen, oder an einem Empfangsabend einen Gang vom Essen zu streichen. Dafür knauferte sie im geheimen, verurteilte sich wochenlang zu Kartoffeln ohne Butter, um zur ewig ungenügenden Mitgift der Tochter noch fünfzig Franken zu schlagen. Das war Tag für Tag ein schmerzlicher und kindischer Heldenmuth, während Tag für Tag das Haus über ihren Häuptern etwas mehr zusammenkam.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Biskuit, Cakes und Zwieback.

In früherer Zeit wurden diese Backwaren fast nur in England verfertigt, gegenwärtig besitzt auch Deutschland bedeutende Biskuit- Fabriken, deren Produkte den englischen in keiner Weise nachstehen. Während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es be- sonders der sogenannte Schiffszwieback, der in größeren Mengen Verwendung fand, weil er, ohne den Verderben anheim zu fallen, auch für längere Seereisen mitgenommen werden kann. Da aber für die Herstellung desselben noch keine Maschinen erfunden waren, so ging die Fabrikation langsame von statter als gegenwärtig. In Gosport in England, wo sich eine königliche Anstalt mit neun Back- öfen zur Herstellung von Schiffszwieback befand, wurde eine Mischung von feinem und mittlerem Mehl in einen großen Trog gethan und mit dem nötigen Wasser versehen, worauf ein Arbeiter mit bloßen Armen daraus einen Teig knetete, um ihn dann auf die Waage, d. i. eine hölzerne Plattform, zu bringen, auf der eine Walze von etwa 15 bis 30 Centimeter Durchmesser und 2 Meter Länge dertart angebracht war, daß man das eine Ende derselben lose in der Wand befestigte, während das andere durch einen darauf sitzenden Arbeiter beschwert wurde, der die Walze auf dem Teige so lange hin und her bewegte, bis der Teig in einen dünnen Kuchen verwandelt war. Dieser Kuchen wurde alsdann auf den Formtisch gebracht und mit einem großen Messer erst in Streifen und schließlich in Quadrate geschnitten, denen man endlich mit der Hand die kreisrunde Form gab. Sobald ein Zwieback geformt war, wurde er einem andern Arbeiter übergeben, der ihn mit dem Stempel und mit einer Ofen- nummer, sowie mit Hilfe eines dazu geeigneten Instrumentes mit kleinen Löchern versah, worauf ein dritter Arbeiter ihn auf das Back- brett schob, das ein vierter Arbeiter in den Ofen hineinhalt. Auf diese Weise konnten in der Minute 70 Zwiebäckchen hergestellt werden.

Erheblich besser gestaltete sich die Fabrikation, als im Jahre 1833 Maschinen zur Anwendung gelangen. Zu diesem Zwecke wurde durch Öffnung eines Hahnes das genau abgemessene Wasser in einen hohlen Cylinder von 1½ bis 2 Meter Länge und 1 Meter Durch- messer gelassen, dann durch Öffnung eines Schiebers das Mehl hin- zugefügt, und schließlich mit Hilfe einer eisernen, mit langen Messern besetzten horizontalen Welle, die sich mit großer Geschwindigkeit im Cylinder drehte, in der Zeit von 2½ bis 3 Minuten 500 Pfund Teig daraus gefertigt. Dieser vorzüglich durchgearbeitete Teig wurde alsdann unter die beiden Backwalzen gebracht, die ein Gewicht von je 1500 Pfund hatten und das Ausrollen besorgten. Zu diesem

Zweck wurden sie durch Maschinen auf der Oberfläche des Teigs hin und her geschoben, so daß in Zeit von 5 Minuten ein Teigstück von etwa 5 Centimeter Dicke entstand, der nimmehr in Stücke von $\frac{1}{2}$ Meter Länge und Breite geschnitten wurde. Diese Quadrate wurden dann unter ein anderes Paar Walzen geschoben, die jedes der Stücke so ausstreckten, daß es 2 Meter Länge auf 1 Meter Breite und die für Zwieback angemessene Dicke erhielt. Nunmehr wurde der Teig in einzelne Zwiebäder zerschnitten, was mit einer „Ausstreckmaschine“ vollzogen wurde, an der scharfe Messer so angebracht waren, daß sie durch eine einzige Bewegung aus einem Teigstück von einem Quadratmeter etwa 60 sechsseitige Zwiebäder schnitt. Die sechsseitige Gestalt war gewählt, weil dabei kein Teilchen der Masse verloren ging, indem die Seiten von drei benachbarten Sechsecken genau aneinander passen, während kreisrunde Stücke, die aus einer ebenen Fläche geschnitten werden, immer unbenutzte Teile zwischen sich lassen, die erst wieder zusammengesetzt werden müssen. Gleichzeitig wurden die Zwiebäder nicht nur mit einem Stempel, sondern auch mit Böchern versehen, doch war die Trennung der einzelnen Stücke keine vollständige, vielmehr blieben sie noch aneinander haften, so daß eine ganze Schicht auf einmal in den Ofen gebracht werden konnte; erst nach dem Baden, das 10—12 Minuten in Anspruch nahm, wurden sie völlig getrennt.

Wie sich leicht denken läßt, war die Maschinenarbeit bei der Herstellung von Schiffszwieback ein bedeutender Fortschritt, da die Ware nicht bloß besser, sondern bedeutend billiger hergestellt werden konnte. Während früher z. B. für die neun Öfen in Gosport bei der Handarbeit 45 Arbeiter nötig waren, um stündlich 1500 Pfund Zwieback herzustellen, so brauchte man bei der Maschinenarbeit, um stündlich 2000 Pfund Zwieback in derselben Zahl Öfen fertig zu stellen, nur 16 Arbeiter zu beschäftigen. Daß dies auf den Preis einwirken mußte, liegt auf der Hand. Infolge dessen stieg die Nachfrage nach den Zwiebäden, und man fing an, feinere Arten dieses Gebäcks herzustellen, bei denen Milch, Butter und Zucker sowie allerlei Gewürze zur Verwendung kamen, und die unter den Namen Cakes, Biskuits usw. sich einer gewissen Beliebtheit erfreuen und gegenwärtig auch in Deutschland in großen Mengen hergestellt werden.

Welche Fortschritte aber die Herstellungsweise dieser Gebäckarten wiederum in jüngster Zeit gemacht hat, wird einleuchtend, wenn wir einer der bedeutendsten und ältesten derartigen Fabriken des europäischen Festlandes einen Besuch abstatten, in der täglich mehr als 5000 Pfund Mehl, 1000 Pfund Zucker, 400 Pfund Butter und 600 Liter Milch — ohne die sonstigen in kleinen Mengen gebrauchten Zutaten — zu Biskuits, Cakes und dergleichen Gebäck verarbeitet werden.

Treten wir in die Räume ein, so finden wir überall praktische Einrichtungen. Die großen zur Verwendung kommenden Materialien lagern im oberen Stockwerk, wohin sie durch Aufzüge befördert werden. Von hier aus werden Mehl, Zucker, Butter, Milch und sonstige Materialien, nachdem sie in bestimmtem Verhältnis zusammengemengt sind, mittels trichterartiger Leitungsröhren gleich in die Behälter gebracht, wo sie verarbeitet werden sollen, da jede Röhrenleitung in einen geschlossenen Trög mündet, in dem ein kräftiges Rührwerk ein inniges Mischen sämtlicher Zutaten bewirkt. Ist dies genügend geschehen, so öffnet ein Arbeiter einen Schieber, worauf der zähe Teig unmittelbar auf einen darunter stehenden Tisch fällt. Jetzt übernimmt die Teigwalzmaschine (schwere, eiserne Walzen) die weitere Verarbeitung, indem sie das Kneten vollendet und danach den Teig in 60 bis 80 Centimeter breite Platten walzt. Diese Platten gelangen nun unter die Egalisiermaschine, wo sie mittels zweier Walzen nochmals ausgewalzt werden, so daß sie nicht nur eine gleichmäßige Stärke erhalten, sondern auch zu einem fortlaufenden Streifen oder Bande vereinigt werden, um dann über endlose, über Walzen laufende Tücher unter die Abstech- und Prägmaschine geführt zu werden, wo bei jedem Niedergang der Maschine mehrere Duzend Biskuits, Cakes oder dergleichen ausgestoßen und gleichzeitig geprägt, d. h. mit einem Firmenstempel, Buchstaben, der Bezeichnung der Sorte usw. versehen werden. Die ausgestoßenen Stücke fallen auf ein endloses Tuch, durch das sie weiter geleitet und mittels „Selbstthätigkeit“ auf Bleche abgelegt werden, während die Reste des Teigstückens auf dieselbe Art und Weise in entgegengesetzter Richtung zur Wiederverarbeitung unter die Knetmaschine befördert werden. Die Egalisier- und Ausstreckmaschine ist jedenfalls die interessanteste Vorrichtung des ganzen Betriebes, um so mehr, da nur ein Arbeiter nötig ist, um den Teig darauf zu schieben und den Gang desselben zu leiten. Dabei stellt sie je nach der Form und Größe des Gebäcks in zehnminütiger Arbeitszeit 500 bis 2000 Kilogramm Ware mit Leichtigkeit her.

Ebenso eigenartig und schnell vollzieht sich das Baden, die Hauptarbeitsleistung bei der Herstellung derartigen Gebäcks; von dem allgemein üblichen Verfahren weicht diese Arbeit hier wesentlich ab. In der Regel kommt auf je eine Ausstreckmaschine ein Backofen, dessen Mündung unmittelbar vor dem Kopfende der Maschine liegt, so daß die mit der gestempelten rohen Ware bedeckten Bleche von einer Arbeiterin direkt in den Ofen befördert werden können. Ein Hineinschieben, wie es sonst üblich ist, findet freilich nicht statt, da der 12 bis 15 Meter lange Ofen mit einer besonderen sinnreichen Vorrichtung versehen ist, mittels deren die Bleche langsam durch ihn hindurch bewegt werden. An jeder Seite des Ofens sind nämlich Kettenrollen angebracht, deren eine in Umdrehung versetzt wird, so daß die über sie hinweg gehenden vier endlosen Ketten über den ganzen Backraum sich fortbewegen. Legt nun die Arbeiterin die Bleche auf diese Ketten, so werden sie mit Hilfe dieser Vor-

richtung, mithin durch „Selbstthätigkeit“ langsam durch den Ofen geführt. Der Ofen ist aber durch Schieber, die nur einen schmalen Raum zum Durchlassen der Ketten und Bleche offen lassen, in drei Abteilungen von verschiedener hoher Temperatur getrennt. Die Hitze der ersten Kammer genügt, um die Ware mit einer dünnen Kruste zu versehen, während sie in der zweiten durch Wasserdampf einer feuchten Wärme ausgesetzt werden. Darauf gelangt die Backware in die dritte Kammer, wo bei trockener Hitze der Backprozeß vollendet wird. Ein Aufenthalt findet in keiner Kammer statt; die Gebäcke sind vielmehr fertig gebacken, sobald sie die drei Kammern in einem bestimmten Tempo passiert haben. Da aber die Biskuits, Cakes und dergleichen Ware nicht alle eine gleiche Zeitdauer zum Baden nötig haben, so muß die Kettenbewegung geregelt werden, was ebenfalls durch einen sinnreichen Mechanismus geschieht. Am Ende des Ofens empfangen Arbeiter die Bleche und legen die fertige Ware in Kisten ab.

Otto Lehmann.

Kleines feuilleton.

7. Kreuzzugsagitation. Das Kreuz ist im Mittelalter nicht allein gegen die Ungläubigen, sondern auch gegen Keger gepredigt worden. Das bekannteste Beispiel der letzteren Art sind die Albigenserkrüge von Südfrankreich, deren unsägliche Greuel Lenau zum Gegenstand eines Echlus von erzählenden Gedichten gemacht hat. Auch die deutsche Geschichte weiß von einem solchen Kreuzzug gegen Keger zu erzählen. Es ist die wenig später als die Albigenserkrüge fallende Heerfahrt gegen die Stedinger. Diese kirchliche Unternehmung ist besonders deshalb interessant, weil sie in höchst erbaulicher Weise zeigt, wie schon im frommen Mittelalter mit Virtuosität das saubere Handwerk betrieben worden ist, unter dem Vorwand, daß heiligste Güter der Religion bedroht seien, die gläubige Herde für rein weltliche Macht- und Ausbeutungszwecke ins Feld zu führen. Die Stedinger gehörten zu jenen friesischen Stämmen der deutschen Nordseeländer, die gleich den holsteinischen Dittmarschen dem Eindringen feindlicher Gewalten erfolgreichen Widerstand geleistet hatten und sich noch in der zweiten Hälfte des Mittelalters im Besitz der altgermanischen Freiheit behaupteten. Wie hoch die Stedinger Bauern dies Gut bewerteten, beweist ihr Wahlspruch: „Liewer duet, us Slaw“ (Lieber tot, als Sklave) und das heldenmütige Ringen, womit sie ihr Loosungswort wahr machten, als im 13. Jahrhundert ihre Unabhängigkeit angegriffen ward. Den weltlichen und geistlichen Machthabern, die angrenzten, vor allem dem Erzbischof von Bremen, war das trotzig Bauernwöllchen seit langem ein Dorn im Auge. Der laud- und gelögigerige Erzbischof Gerhard, der 1219 den Bremer Stuhl bestieg, beschloß, die freitliebenden Stedinger zu knechten, koste es, was es wolle. In dem nötigen Vorwande, um ihnen zu Leibe zu gehen, konnte es dem würdigen Prälaten nicht fehlen. Aber die waffengeübten Aufgebote des kräftigen Bauernstammes wehrten sich tapfer ihrer Haut und schlugen alle Angriffe des Bremers ab. In seiner Verlegenheit griff der erfindungsreiche Bischof dazu, die unerschöpflichen Nachmittel der katholischen Kirche und den blinden Eifer ihrer Gläubigen zu seinem Nutzen in Bewegung zu setzen. Er verklagte die Stedinger beim römischen Stuhl wegen Ketzerei und erzielte damit einen vollen Erfolg. Die Stedinger wurden in den Bann gethan, außerdem richtete Papst Gregor IV. im Jahre 1232 eine Bulle an die Bischöfe von Minden, Lüneburg und Radeburg, wodurch ihnen anbefohlen ward, gegen den ketzerischen Stamm einen Kreuzzug zu predigen.

Im folgenden Jahre erging eine zweite Bulle zum gleichen Zweck an die Bischöfe von Paderborn, Hildesheim, Verden, Münster und Osnabrück. Da wird die gegen die Stedinger erhobene Anklage auf Ketzerei mit einem Beweismaterial begründet, das dazu dienen soll, den Fanatismus der Gläubigen zu erregen. Es sind ganz tolle Sachen, die in der Bulle erzählt werden. Das meiste dreht sich um Zauberei. Wenn ein Keuling in ihre Gemeinschaft aufgenommen wurde, so erschien eine Kröte auf der Wildfläche, die sie küßten, einige hütten und andre aufs Maul; ihre Zunge und ihren Speichel sogten sie in den Mund ein. Zuweilen erschien diese Kröte in der Größe der gewöhnlichen, irdischen Exemplare; zu anderen Zeiten war sie so groß, wie eine Ente oder Gans; gewöhnlich aber ließ sie sich in der Größe eines Ofens blicken. Sodann erschien auf dem Plan ein Mann mit erstaunlich blasser Gesichtsfarbe und großen, schwarzen Augen, der bloß aus Haut und Knochen bestand. Ihn mußte der Keuling küssen, worauf ihm alle Erinnerung an den alleinseligmachenden Glauben entschwand. Nun fand ein Gelage statt, worauf eine schwarze Katze, doppelt so groß wie ein Hund, rüdlings mit aufgerichtetem Schweif hereinlam, um sich an der also dargebotenen ungewöhnlichen Stelle von sämtlichen Anwesenden küssen zu lassen. Gleichzeitig wird dies Monstrum um Rettung angefleht.

Nach dieser Feierlichkeit werden die Ketzer ausgelöst, und im Dunkeln hob eine wüste Orgie an. Nach Wiederanzündung der Lichter lam aus einer finsternen Ecke ein Mann, dessen Oberkörper in hellem Glanze strahlte, daß der ganze Raum davon erleuchtet wurde, während der Unterkörper rauh und haarig wie eine Katze war. Der Leiter der Feierlichkeit riß ein Stückchen vom Kleide des Keulings ab und sagte zu der glänzenden Persönlichkeit: „Meister, dies ist mir gegeben worden, und ich gab's wieder Dir.“ Der Angeredete erwiderte: „Du hast mir gut gedient und wirst mir noch besser dienen;

traas Du mir gegeben hast, vertraue ich Dir zur Bewahrung an.“
Sprach's und verschwand . . .

Das sind einige Bröbchen, von dem Teufelskult, den die Vulle nebst andren Kegerereien den Stedingern Schuld gab. Daß der Papst in gutem Glauben handelte, als er den faulen Zauber, den ihm der Bremer Erzbischof auf die Nase gebunden hatte, zur Agitation für die Kreuzzugs-idee ausschachtete, mag sein. Dagegen kann die gleiche Entschuldigung für Bischof Gerhard nicht gelten. Er hat sich die ganze Geschichte einfach aus dem Daunen gelogen, damit sein edler Zweck, die Stedinge zinspflichtig und unterthänig zu machen, erreicht werde. Dies zeigte sich, als die im Namen der Kirche betriebene Hege gegen die freien Bauern vom Stamm der Stedinge ihr Ziel erreicht hatte. Unter einer so sachkundigen Leitung, wie die des furchtbaren Kegerpredigers am Thüringer Hof, des berichtigten Konrad von Marburg war, konnte es an einem durchschlagenden Erfolg der Kreuzzugsagitation nicht fehlen. Ein Heer von nicht weniger als 40000 glaubens-eifrigen und plünderungslustigen Kreuzfahrern fand sich aus allen Teilen Deutschlands zusammen und brach unter Führung des Herzogs von Brabant, der Grafen von Oldenburg, von Holland und von Cleve mit Sengen und Bremen ins Stedingerland. Der erdrückenden Uebermacht war das kleine Völkchen, das sich vierteils Jahr lang seines geistlichen Drängers erwehrt hatte, nicht gewachsen. In der Schlacht bei Oldenese am 27. Mai 1234 erlitten die Freiheitskämpfer nach heroischem Widerstand eine vernichtende Niederlage. Der Rest mußte sich dem Bremer Erzbischof unterwerfen. Nur wäre es Zeit gewesen, das Kegergericht in Thätigkeit treten zu lassen. Das ward aber mit gutem Grunde unterlassen; ein Beweis für die gänzlich aus der Luft gegriffenen Anklagen war nicht zu erbringen. Und der eigentliche Zweck der Sache war ja erreicht: Gerhard hatte das so lange be-gährte Gebiet den Weisungen der Bremer Kirche angegliedert, deren gutem Magen die Art der Zuführung selbstverständlich nicht schaden konnte. —

Erziehung und Unterricht.

ck. Ueber die gemeinschaftliche Erziehung der beiden Geschlechter, eine Frage, die auch bei uns vielfach erörtert wird, stellt ein soeben in London von Alice Woods heraus-gegebenes Buch, „Co-Education“ betitelt, die Erfahrungen im eng-lischen Schulleben zusammen. Die Herausgeberin betont, daß der Ge-danke, Knaben und Mädchen gemeinsam zu erziehen, einen stetig zunehmenden Einfluß auf das englische Volk ausübt. Fast alle Schrifsteller, die in dem Buche zu Worte kommen, glauben an die günstigen Wirkungen dieses Systems. Eine Anzahl sehr befähigter Lehrer hat das System in englischen höheren Schulen erprobt, und sie sind mehr als je nicht nur von seiner Zuverlässigkeit, sondern auch von seinem positiven Wert überzeugt. Die gemeinsame Erziehung kleiner Knaben und Mädchen scheint ihnen unter sehr sorgfältiger Uebersicht und in passender Umgebung jedenfalls ohne Zweifel segensreich. Eine andre Frage ist die Co-Education von Knaben und Mädchen über dreizehn Jahren. Auch sie wird von einigen Autoritäten befürwortet. Aber trotzdem meint einer der Mitarbeiter, daß in Tages-schulen und noch mehr in Erziehungsanstalten die gemeinsame Erziehung älterer Knaben und Mädchen weniger wünschenswert ist, als eine solche bis zu zwölf oder dreizehn Jahren, der einige Jahre in getrennten Schulen mit verschiedenem Studiengang folgen. „Natürlich giebt es auch hier Ausnahmen, je nach Temperament und Anlage der Kinder und Lehrer. Einige Mädchen scheinen für eine Anabenerziehung und männliche Laufbahn natürlich beunlagt zu sein. Die Co-Education ist gewöhnlich so organisiert, daß die Erziehung der Mädchen der der Knaben mehr oder weniger ähnlich gemacht ist.“ Ein anderer Mitarbeiter ist durch eine zweijährige Erfahrung in Astoria School zu dem System bekehrt worden. Er erklärt, in der Beziehungen zwischen Knaben und Mädchen nur Ungenügendes gesehen zu haben. „Elementare Unterschiede richten eine Schranke gegen einen zu vertraulichen Verkehr auf, und doch scheinen die Knaben an Höflichkeit und Courtois gegen die Mädchen zu gewinnen; und wie die Knaben nicht an Ritterlichkeit und Mäulichkeit, so haben die Mädchen nicht an Weisheit, Sanftmut und Bescheidenheit verloren. Weil sie zusammengebracht sind, zeigen sie das Beste in den wahren Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern. Nur in der Embildung der Gedanken- und Muthosen waagt man dabei eine Gefahr, die weniger ernst ist, als die schwere moralische Ungesundheit in einer Schule für Knaben und Mädchen allein.“ Ein anderer Beobachter sagt: „Drei Jahre in Astoria haben mich überzeugt, daß Schwierigkeiten, die unter dem alten System unüberwindlich waren, unter dem zauberhaften Einfluß der Geschlechter auf einander schwinden.“ Eine Gefahr erblickt die Herausgeberin aber in Schulen, in denen aus bloßen Spar-samkeitsrücksichten die Co-Education eingeführt und die Geschlechter aus Rücksicht gegen Vorurteile so viel als möglich auseinander gehalten werden. Eine weitere Gefahr sieht sie darin, daß der Unter-richt zu sehr in die Hände von Frauen fällt. Diese Gefahr hat Mrs. Wood in den Beststaaten Amerikas beobachtet, wo sogar die Er-ziehung fünfzehn und sechzehn-jähriger Knaben ganz in die Hände von Frauen übergeht. Die Gefahr wächst auch in England, da für lange Zeit die Frauenarbeit billiger sein wird. Der Mangel an Hilfs-lehrern wächst mit jedem Jahre, aber ob die Co-Education die Ursache des Lehrermangels ist, scheint zweifelhaft. Jetzt werden Lehrerinnen in Vorbereitungs-schulen für Knaben eingeführt, was sehr segensreich wirkt. „Für ältere Knaben kommt eine Zeit im Leben,

in der nur der Mann ihnen helfen kann, und viele glauben, daß auch Mädchen mit den Knaben zusammen den Einfluß von Männern teilen sollten.“ —

Aus dem Tierleben.

— Seltene Schwimmer. Hugo Otto erzählt in der Wochen-schrift „Nerthus“: Es war in den Tagen um Weihnachten 1902 herum, als sich in einer Jagd unterhalb Wesel am rechten Rheinufer ein seltener Vorfall mit Hirschen ereignete. Plötzlich wechselten dort ganz unermutet sieben Stück Rotwild in einen bewaldeten Höhenkopf ein. Dies kommt dort hin und wieder vor, obgleich die Gatter einer nahen gräflichen Besitzung meist gut in Ordnung gehalten werden, so daß an einen Durchbruch der Jassassen so leicht nicht zu denken ist. Das Einweckeln obigen Wildes wurde sofort dem Jagdpächter telegraphisch gemeldet, der am andern Morgen in aller Frühe mit einer Jagdgesellschaft am Standorte war. Aber Diana war den Waidmännern nicht hold gestimmt; das Wild war verschwunden. Bald fand man die Fährten, die durch Felder, Wiesen und Gebüsch, über Gräben und Bäume nach etwa einer Stunde an den Rhein führten. Dort erfuhren die Jäger dann zu ihrem nicht geringen Ersäunen, daß verschiedene Stücke Rotwild durch den Strom zum andren Ufer geschwommen seien. Plötzlich waren sie in der Nähe von Fischern aufgetaucht, die höchst erstaunt über die schwimmenden, unbekanntem Tiere waren, die in der kalten Jahreszeit den sehr breiten Rhein mit scheinbarer Leichtigkeit durchschwammten. In der Nähe von Kanten, dem alten „Castra vetera“ der Römer, gingen die Hirsche an das Land, von wo aus sie ihren Wechsel zum Reichswald bei Cleve nahmen, der mit einem reichen Hochwildstand besetzt ist. Was die Tiere zu dieser eigentümlichen Wanderung veranlaßt hat, kann ich mir so recht nicht denken. Viel-leicht haben sie sich vollständig verirrt und suchten nun nach ihrem früheren Standort, wobei sie jedes Hindernis des Weges zu nehmen suchten. —

Humoristisches.

— Verteidigerblüte. Anwalt: „Ich werde das Haar, an dem angeblich das Damoklesschwert über dem Haupte meines Klienten hängt, zu einem Drahtseil weben; dann soll es der Herr Staatsanwalt abheissen!“ —
— Sympathisch. Girgl: „Du, die Annamierl heirat i, die hat die richtigen Dragen zum Knödelmachen!“ —
— Neue Orthographie. Moderner Dichter: „Das „h“ ist in manchen Wörtern abgeschafft, der Gebrauch des Stommas ist eingeschränkt worden, aber — Gott sei Dank! — den Gedankenstrich hat man uns gelassen.“ —
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— May Halbe schreibt an einem neuen Drama „Der Strom“. —
— Hebbels Tragödie „Judith“ geht am 16. März neueinstudiert im Schauspielhause in Scene. —
— Joseph Mainz gastiert im April im Lessing-Theater. —
— Maeterlinds „Pelleas und Melisande“ wird die nächste Novität des Neuen Theaters sein. —
— Harzfestspiele auf dem Herentanzplatz werden vom 31. Mai bis 2. Juni und vom 15. Juli bis 15. August (nur Mittwoch und Sonntags) veranstaltet werden. „Walpurgis“, ein Festspiel zur Frühlingsfeier, mit der Musik von Max Vogrich wird die Eröffnungs-vorstellung sein. Für später sind Werke von Liehhard, Söhne, Hans v. Wolzogen u. a. in Aussicht genommen. Die Vorstellungen finden unter freiem Himmel statt. —
— Die Münchener Seceession wird nicht in der Großen Berliner Kunstausstellung 1903 ausstellen, sondern erst im Winter ihre Kollektion in Berlin zeigen. —
cc. Bahnweh durch Höhenluft. Bei den Arbeiten auf hohen Bergen, wie z. B. beim Bau der Jungfrauabahn, wurde beobachtet, daß alle Ingenieure und Arbeiter, die in einer Höhe von circa 2000 Meter arbeiten mußten, nach einiger Zeit heftige Zahnschmerzen bekamen, wobei ihnen auch das Zahnfleisch und die Backen anschwellen, besonders das Kauca bereitete große Schwierigkeiten. Nach ungefähr drei Tagen nahmen die Schmerzen wieder ab, blieben dann ganz weg und die Zähne funktionierten wieder normal. —

Büchereinfuhr.

— Carola Kupffer: „Gedichte“. Dresden und Leipzig. C. Pierjons Verlag. —
— Roderich Goos: „Sonettenkranz von einer Südfahrt“. Dresden und Leipzig. C. Pierjons Verlag. —
— Alois Wohlmut: „Hans Schreier, der große Rime“. Mit Illustrationen von Franz Sind. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 3. Aufl. —
— Armand Nidel: „Kantala oder die Salomonen“. Epos. Dresden und Leipzig. C. Pierjons Verlag. —
— August Strindberg: „Eine Kindersage“. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. —
— A. Prusjanski: „Ein Blatt aus der Chronik unserer Stadt“. Roman. Berlin. Siegfried Cronbach. Pr. 5 M.